

BURMA

DURCH DIE HINTERTÜR

Von Michael Hugentobler

**Als Spontanreisender
über Land von Kunming
nach Mandalay**

Auf dem Landweg nach Burma ist grundsätzlich nicht möglich – aber für findige Globetrotter schon. Von Kunming in China bis nach Mandalay in Burma (Myanmar). Die Route führt durch Reisfelder, Dschungel und Rebellengebiete, durch Freuden, Überraschungen und Befürchtungen. Sie macht dem unberechenbaren Charakter des Reisens alle Ehre und offenbart unerhoffte Schönheiten. Am Anfang, als eine Art Wegweiser, steht zunächst eine unsichere Information aus der Traveller-Gerüchteküche.





Eine Überlandreise durch Burma führt durch ländliche Gegenden, die von moderner Entwicklung und Tourismus noch unberührt sind.



Schanghai als Ort der Inspiration für neue Reisepläne. Hier die Aussicht von der Garden Bridge.

Ein heisser Sommernachmittag in Schanghai. Ich sitze im klimatisierten Internetcafé und wühle mich planlos durch die Internetforen der Globetrotter. Suche nach etwas Besonderem, einer neuen Herausforderung, die das Blut wieder kraftvoll zirkulieren lässt. Da taucht ein Wort am Bildschirm auf. Nur ein Wort, mehr nicht, aber es leuchtet und funkelt, es scheint beinahe zu flüstern: Burma.

Neben dem Wort eine Liste. Zuoberst: Martin. Martin vertritt leise die Meinung, Überlandreisen nach Burma seien möglich. Gegner hat er genug, sie behaupten das Gegenteil. Und nicht nur das. Sie bezichtigen Martin der Hochstapelei. Eine hitzige Debatte. «Wir standen an der Grenze, Herr Besserwisser, und kamen *nicht* hinüber.» Armer Martin. Er steht ziemlich alleine da und erzählt etwas von Kunming – Hotel Camellia – 1. Stock, 1. Tür rechts – Burmesisches Konsulat – Visum.

Kafkaeske Zwischenwelt der Bürokratie

Martin mag ein einsamer Forumkrieger sein, aber er vermittelt einen Plan, gibt dem trägen Blut einen Ruck.

Blick aus dem Zug unterwegs nach Kunming.



Zwei Tage später sitze ich im Schnellzug nach Kunming, bereits in Richtung Burma. Burma, das Land der golden funkelnden Pagoden im Abendrot; Orchideengärten, die sich über sanfte Hügel ergiessen; dichter Dschungel, verwoben und verstrickt. Ein Kosmos, ähnlich einem Traum, den man nicht als solchen wahrnimmt, und man wandelt hindurch, in der Illusion, durch die Realität zu gehen. Aber dieser Traum hat eine dunkle Seite, sie zeigt eines der ärmsten Länder Südostasiens, vom Militärregime unterdrückt. Sie zeigt ein enormes Ausmass an Prostitution. Und die Parasiten der Armut: Hohe Kindersterblichkeit, schlechte medizinische Versorgung, Krankheiten und Hunger.

In Kunming checke ich im Hotel Camellia ein, dann die Treppe hoch, 1. Stock, 1. Tür rechts. Dort klebt ein unförmiges Stück Papier mit der Aufschrift «Burma». Nebenan sieht es verlockender aus, eine goldene Plakette: *Burmesisches Konsulat*.

Ich betrete das Konsulat und fülle ein Visumformular aus. Es gilt eine Menge Fragen zu beantworten, unter anderem: Haarfarbe, Augenfarbe, Hautfarbe, Grösse, Beruf und Arbeitgeber. Diese Fragen sollen sorgfältig gehandhabt werden. Das Lonely Planet Handbuch warnt vor der skrupellosen Neugierde der burmesischen Konsulate, die sich Informationen über die Vorgeschichte ihrer zukünftigen Besucher einholen. In derselben Ausgabe publiziert der Reiseführer eine Liste der sozusagen unstatthaften Broterwerbe (Journalismus und-soweiter), und als Rat zur Abhilfe «Ermutigung zur Kreativität.» Sehr diskret formuliert.



Renmin Xilu, Kunming. Die Kreuzung markiert den Anfang – oder das Ende – der historischen Burma Road.

24 Stunden später klebt das Visum im Pass, unscheinbar und unwichtig wie eine Stimme am Ende einer windigen Gasse. Es berechtigt zum Zugang zu den touristischen Regionen, Yangon, Inle Lake, Bagan, Mandalay. Die Gegend nördlich von Lashio, durch die ich Burma betreten will, ist verboten. Es ist das Gebiet der Shan-Rebellen, die eine Thai-ähnliche Sprache sprechen und sich in einem Bürgerkrieg mit der Militärjunta befinden.

Dann betrete ich, Martin sei Dank, die mysteriöse erste Tür von rechts, wo *Burma* auf einen Fresszettel geschrieben steht. Im Raum steht ein einsamer Tisch, hinter dem eine Frau englische Vokabeln büffelt. Ihre Augen haben die Form von Zitronenschnitzen, sie hat volle Lippen und ein losgelöstes Lachen. Dieses Lachen wirft sie mir entge-



gen, als sie sagt: «Aha! Nach Burma, auf dem Landweg. Nur herein!»

Man muss, sagt sie, Teil einer Gruppe sein. Es gibt dort keine öffentlichen Verkehrsmittel und ohne Fahrer und Übersetzer käme ich nirgends hin. Das wäre dann eine «Dreiergruppe». Aha! Sie gibt mir eine Visitenkarte und sagt: «Fahren Sie an die Grenze, nach Ruili. Dort gehen Sie ins Hotel Limin und fragen nach einem Mann namens U Myo Than. Ich werde Sie ankündigen. Er wird Ihnen weiterhelfen.» Sie gibt mir sieben Tage Zeit, zu Herrn Than zu reisen.

Lockere Tage im Travellerparadies Dali

Ich halbiere die Reise nach Ruili und nehme erst den Bus nach Dali. Ein Fernseher plärrt, als Schmähung der vorbeiziehenden Landschaft. Unterwegs steht unter einer halb fertigen Brücke ein Esel am Strassenrand, den Kopf in einem Futterkorb. Er wackelt mit den Ohren und sieht zufrieden aus mit seinem Hafer, obwohl haarscharf neben ihm Lastwagen, Busse und Autos vorbeirattern. Bewundernswert in dem ganzen Lärm.

Auf den Besucher kann Dali eine skurrile Faszination ausüben, was wohl der Grund dafür ist, weshalb viele Reisende hier mehr Zeit verbringen als ursprünglich geplant. Die Ortschaft wirkt auf sehr unchinesische Weise chinesisch...

Während in weiten Teilen des Landes die Geschichte niedergerissen und durch Wolkenkratzer ersetzt wird, wird hier versucht, eine gewisse Nostalgie zu bewahren. Um dennoch dem chinesischen Sprichwort «*Solange das Alte nicht geht, kommt nichts Neues*»



China wie aus dem Historienfilm: Alltagsleben im auf Hochglanz polierten Touristenparadies Dali.

treu zu bleiben, werden die traditionellen Steingebäude und Pflasterstein-Gassen auf den Hochglanz des 21. Jahrhunderts poliert. Das zieht Touristen an, in Massen. Und sie werden nicht enttäuscht.

Im nahen Erhai-See werden Drachenboote um die Wette gerudert. Auf der alten Stadtmauer kann man um die Ortschaft herumspazieren. In den Restaurants gibt es Hamburger, Pfannkuchen und Birchermüesli, und lokale Touristenführer werben für Pferderitte zu idyllischen Wasserfällen. Ganz zu schweigen von den drei immensen San Ta Si Pagoden am Fuss der Bergkette.

Der Tourismus in Dali ist ein zweischneidiges Schwert. Jenseits der Kultur stehen alte Frauen in traditionellen Bai-Kostümen, die Postkarten verkaufen. Sie nähern sich dem Touristen auf der Strasse, falten ihre Präsentationsexemplare auf und lächeln. Abwinken hilft nichts, sie kommen näher, ihr Lächeln wird zu einem Grinsen, und sie raunen: «Ganja?», was Hanf bedeutet. So werden Rentnerinnen zu Drogendealern.

Das Problem ist bekannt. Der Schriftsteller He Liyi, ebenfalls ein Bai, erklärt mir: «Oh, man soll sich fernhalten von den alten Weibern. Es warten böse Überraschungen auf jene, die mitgehen. Böse, böse, sag ich dir. Viele wurden schon verhaftet.» Dann lacht er das chinesische Lachen, das nicht unbedingt aus der Freude entspringt. Es hat viele Bedeutungen. In diesem Fall ist es Unbehaglichkeit.

Idyllische Fahrt nach Ruili

Bei Sonnenaufgang warte ich auf den Bus nach Ruili. Es riecht nach Abgasen, Nudelsuppe und Zigarettenrauch. Ein kleiner Bus

fährt heran, die Wartenden steigen ein. Es geht entlang einer vierspurigen Autobahn, durch enge Täler und schliesslich über Landstrassen durch die Hügel, ferne Ausläufer des Himalaja. Frauen verkaufen Nektarinen am Strassenrand. Andere treiben Kühe und Ziegen vor sich her. Oder Büffelherden, die aussehen wie träge, dickbäuchige Schiffe in einem grünen Reisfeldmeer. Der Bus windet sich durch die wellige Landschaft, näher und näher an die burmesische Grenze heran.

In Ruili steige ich aus, gehe ins Hotel Limin und erkundige mich nach Herrn Than. Die Frau an der Rezeption erreicht ihn am Telefon. Er verspricht, sofort jemanden vorbeizuschicken. Eine Stunde später klopft es an die Tür. Draussen steht ein junger Mann, etwa 25. Er trägt eine Brille und hat ein sanftes, intelligentes Gesicht. Sein Hemd steckt in einem Longyi. Bis anfangs des zwanzigsten Jahrhunderts trugen die Männer Südostasiens dieses Kleidungsstück, das an einen Wickelrock erinnert. Vielerorts wurde das Lon-

Der Autor Michael Hugentobler und Soe Moe.



gyi von Hosen verdrängt. Burmas Isolation jedoch hielt die Hosenpräferenz in Grenzen und so hat die Longyi-Tradition überlebt.

Der Mann stellt sich mit dem Namen Soe Moe vor. Er sagt: «Ich bin dein Übersetzer. Den Fahrer habe ich organisiert und morgen reisen wir nach Lashio.»

Ich deute auf den Stuhl im Zimmer und er setzt sich. Er stützt die Ellbogen auf die Lehnen, faltet die Hände und artikuliert seine Worte langsam und präzise. Er ist ruhig und gefasst, reduziert die physischen Bewegungen auf ein Minimum, zugunsten von klaren Gedanken. Er hat ein bisschen etwas von einem Buddha. Es gibt eine Regel, die besagt, man könne das Vertrauen bestimmter Menschen fühlen. William Burroughs, der Pate der Beat-Generation, nannte diese Menschen *Familie Johnson*. Soe Moe ist definitiv ein Johnson. Nun weiss ich: Die Mühe hat sich gelohnt, die Reise wird klappen, Internet-Martin hatte Recht.

Das ist alles prächtig, ich habe bloss keine Bewilligung, um das Land der Shan-Rebellen zu durchqueren. «Darum werde ich mich gleich kümmern», sagt Soe Moe und fragt nach meinem Pass. Ich will mitgehen. Soe Moe, mit der langsamen Handbewegung eines Hypnotiseurs, sagt: «Du entspannst dich. Ich erledige die Arbeit.»

Dann ist er verschwunden und im Raum ist es still. Gleissende Helligkeit dringt von draussen an den Gardinen vorbei und beleuchtet den Raum mit dünnen Scheiben Sonnenlicht. Die Luft wirkt schwer vor Hitze.

Myas Gesicht, Myas Augen

Die Atmosphäre Ruilis ist jene einer Grenzstadt, in der moralische Prinzipien ins Wanken geraten sind. China ist sehr darum bemüht, die notorischen Imageprobleme Ruilis aufzumöbeln und die Prostitution einigermaßen in Grenzen zu halten. Ein weiteres Problem ist der Schmuggel, für den der Ort das wichtigste Drehkreuz von burmesischem Opium auf dem Weg nach Hong Kong ist. Die Folgen davon sind HIV und Aids, und die Regierung in Beijing pumpt Millionen von Yuan in Antidrogen-Kampagnen. Das ändert nichts an der Tatsache, dass hier vieles erlaubt ist, das im restlichen China mit Präzision unterdrückt wird.

Ruili ist ein Gemisch aus chinesischem Kapitalismus und burmesischer Einfachheit. Glitzernde Gebäude und laut dröhnende Elektronikläden wechseln sich ab mit kleinen Essbuden, in denen junge Männer in Longyis hin und her eilen und Currys aus der Küche tragen.

Einen dieser Teller bringen sie zu meinem Tisch, als sich eine Frau zu mir setzt. Eine sehr junge Frau. Sie trägt eine fleckige Hose und ein T-Shirt, auf dem eine Dampflokomotive abgebildet ist, darunter steht *Long Journey* geschrieben. Sie hat ein Gesicht, für das Männer Dummheiten begehen, gar ihr Leben wegwerfen. Eine Narbe über der rechten Augenbraue, verdeckt von einer Haarsträhne, trübt ihre Schönheit nicht. Die Narbe hat eine symbolische Bedeutung. In Myas Augen flackert etwas, eine Art tiefliegende Angst,

eine Zerstörung, die nicht repariert werden kann. Die meisten von uns sind auf die eine oder andere Weise angeknackste Individuen, aber wir leben darum herum. Bei Mya ist es anders, ausweglos. Und sie ist arm.

«Wie viele Nächte wirst du hier sein?», fragt sie. Dann: «Bist du allein? In welchem Hotel wohnst du?»

Ich will wissen, wie alt sie ist. Schätze sie auf 17, höchstens 18. Sie beginnt ihre Finger zu zählen, sie zählt mit dem Daumen, immer und immer wieder, die Augenbrauen konzentriert zusammengezogen. Sie sagt: «23.» Und im ach-übrigens-Ton: «Gehst du nach Burma?»

Als ich bejahe, sagt sie: «Du und ich, wir gehen zusammen nach Mandalay. Ich will nach Hause.»

Angenommen, wir würden einzeln über die Grenze gehen, angenommen wir würden nirgends auf dem Weg nach Lashio gestoppt werden und dort sofort in den Zug nach Mandalay steigen... – dennoch würde jemandem früher oder später der Weisse mit der Burmesin auffallen. Fragen wären unumgänglich. Eine Prostituierte und ein Fremder zusammen unterwegs – was ist unsere Verbindung? Menschlichkeit wird von Militärs nicht als Antwort toleriert. Mya müsste irgendwie unsichtbar sein, das wäre die einzige Chance. Verdammte, was sind das für gefährliche Gedanken?

«Es ist nicht möglich», sage ich schliesslich.

«Ist es doch», erwidert sie trotzig.

Über die ominöse Grenze

Am Morgen der Abreise peitscht ein tropischer Regen gegen die Scheiben des Hotels Limin. Ich packe meine Tasche und stehe in den Regen hinaus. Ein Taxi hält und fährt mich zur Grenze, bis dorthin wo der Asphalt aufhört und ein Schotterplatz hinter einem Zollbogen den Beginn Burmas kennzeichnet.

Unter dem Vordach eines Getränkestands warte ich auf Soe Moe. Männer sitzen vor Regen triefend auf ihren Fahrrädern und rauchen Cherots, lange Zigarren aus Tabak, Wurzeln und Gewürzen. Ratternde Lastwagen bahnen sich einen Weg an den Autos vorbei. Menschen mit Regenschirmen eilen hin und her.

Punkt 9 Uhr, wie abgemacht, kommt Soe Moe heran, langsam, bedacht. Wir gehen zum chinesischen Zollhaus, einem modernen Gebäude mit Glasscheibe. Der Mann dahinter studiert sorgfältig meinen Pass. Soe Moe und ich gehen unter dem Torbogen durch, auf den Schotterplatz, an dessen fernem Ende ein kleines Haus steht. Wir sind in der burmesischen Stadt Mu-se.

Im Haus stehen zwei Tische, mit Aktenmappen überfüllt. Daneben zwei Stühle. Sind sie mal besetzt, kann niemand mehr den Raum betreten. Es ist eng. An der Wand hängt ein enormes Bild. Es zeigt den Chef der Militärjunta, Than Shwe. Er hat das Gesicht eines Mannes, der vergessen hat, was Reue ist. Seine Brust ist dermassen mit Orden behängt, dass ich mich frage, woraus seine Uniform besteht. Jeder herkömmliche Stoff zerreisst unter dieser Last. Vielleicht ist es Plastik.





Morgentoilette am Fluss. Ein Steg erleichtert den Zugang zum Fluss, wo man badet und Kleider wäscht.



Ackerbau verdrängt langsam die tropische Vegetation im hügeligen Norden.

Was Soe Moe über ihn denkt?

«Es ist uns Burmesen nicht erlaubt, über die Regierung zu sprechen...», sagt er und schaut in den Regen hinaus. Er lächelt und redet sich heraus: «...und ohnehin wissen wir über Politik nicht Bescheid.»

Ein Mann kommt herein. Seine Uniform ist irgendwie zu klein, die Hose zu kurz, sodass die braunen Knöchel hervorschauen. Die Jacke wirkt, als hätte sie mal einem Kind gehört. Er ist jener, der gestern meine Bewilligung für den Zugang zum Shan-Staat erteilte. Ich bedanke mich. Er presst einen Stempel in meinen Pass. Unterschreibt sorgfältig.

Durch ein Land fern dieser Zeit

Als der Fahrer kommt, giesst es noch immer. Wir fahren die historische Burma-Road entlang, die im 2. Weltkrieg gebaut wurde. An der Strasse steht eine kleine Person im Regen. Sie hat kein Geld für eine Fahrt nach Süden, aber wir haben Platz im Auto. Soe Moe ist einverstanden, sie mitzunehmen. Sie spricht kein Wort. Manchmal summt sie ein Lied, als würde sie sich auf etwas freuen. Wir fahren durch Mu-se und ich versuche, durch den Regen Umriss auszumachen. Da stehen enorme Lastwagen und einige verschwommene Gebäude.

Dann, ausserhalb der Ortschaft, ein Kontrollposten. Ein uniformierter Mann rennt heran und schreit in meine Richtung. Er hält etwas in der Hand, das wie ein Gewehr aussieht, und richtet das gefährliche Ende auf den Wagen.

«Du entspannst dich», sagt Soe Moe, «ich erledige die Arbeit.» Ich denke an den Esel mit seinem Futterkorb drüben in China, als Soe Moe aussteigt, gemächlich seinen Schirm aufspannt und dem Uniformierten unter ein hölzernes Vordach folgt.

Wir fahren weiter. Die Sonne bricht durch die Wolkendecke. Eine Orgie von Licht legt sich auf idyllische, aus Bambus geflochtene Hütten. Sie stehen im strahlenden Grün des umliegenden Dschungels, in der bewegungslosen Gluthitze. Die Menschen haben cremefarbene Gesichter, zum Schutz vor der Sonne mit einer sandelholzähnlichen Paste bestrichen, die sie Tanaka nennen. Sie wirken fern und unerreichbar, mysteriös und unerklärbar, es liegt eine Schlucht zwischen uns, etwas schwer Verständliches. Etwas Faszinierendes.

Rast in einem Bambushaus. Wir essen Reis, Fisch und etwas, das Soe Moe «eine Art Hirsch» nennt. Es schmeckt wie Antilope. Wir sitzen an niedrigen Tischen und auf tiefen Stühlen. Solche Möbel haben Tradition. Man findet sie in diesem Teil Burmas und in Yunnan, China.

Wir passieren verschiedene Kontrollposten. Soe Moe sagt: «Entspann dich, ich erledige die Arbeit.» Die meisten dieser Posten sehen gleich aus: Aus dünnen Hölzern zusammengenagelte Bretterverschläge mit einem Wellblech oben drauf. An die Posten gelehnt sitzen Menschen neben Wagen und warten. Ich weiss nicht, worauf sie warten.

«Sie warten, bis sie weiterkommen», sagt Soe Moe.

«Wann wird das sein?»

«Heute. Morgen. Das weiss niemand.»

Das Warten dieser Menschen hat etwas Meditatives. Sie warten nicht in Nervosität, gehen nicht im Kreis und schauen nicht auf die Uhr. Sie sitzen da und lächeln. Für sie ist das Warten nicht ein Warten auf eine Tat, es ist die Tat selbst. Sie tun es mit Gelassenheit.

Gespräch am Checkpoint

Sie ist nicht so aufregend, eher bürokratisch, diese Reise durch den «verbotenen» Shan-Staat. Wir kommen zu einem Militärposten, Soe Moe verlässt den Wagen und verschwindet.

Kurz darauf kommt er zurück. «Der Chef hier will dich sehen.» Neben dem Posten gibt es ein geflochtenes Dach, das auf vier Stelzen steht. Darum herum hängt ein Tuch. Ich stosse es beiseite und trete in einen muffigen engen Raum, in dem es nach Fieber riecht. In der Ecke steht ein geflochtener Stuhl, auf dem ein schwitzender Mann sitzt. Als ich



Speisenangebot in einer der Raststätten zwischen der chinesischen Grenze und Lashio.





Erfrischendes Bad nach getaner Arbeit: Wasserbüffel werden gründlich gewaschen und gestriegelt.



hereinkomme, lächelt er müde. Er streicht seine Uniform glatt. Seine Zähne sind von Betel rot verfärbt, so als hätte er Blut gespuckt. Er steht auf und macht ein paar unsichere Schritte über den unebenen Lehm Boden.

«Willkommen, mein Freund», sagt er und greift nach meiner Hand. Er hat eine weiche, warme Hand. «Nun mal ehrlich», sagt er, «wir hinken ein Jahrhundert der Welt hintennach, nicht wahr?» Ich stutze, suche in seinem Gesicht nach einer Antwort. Was soll diese Frage bedeuten? Ist er ein Fieberkranker, der bloss eine ehrliche Antwort will? Er könnte auch meine Loyalität testen.

Auf allen Kontinenten, sage ich, gibt es Orte, die identisch sind. Sie verkommen zu einem Brei aus MacDonalds und Nintendo. Burma ist anders, es ist authentisch, es besitzt eine Magie, die nur sehr wenige Länder besitzen. Burma ist eine reale Unwahrscheinlichkeit, funkelnd, glitzernd, losgelöst von der allgemeinen Welt.

Der Mann scheint zufrieden mit der Antwort. «Burma, das goldene Land», sagt er und nickt abwesend. Dann zählt er eine Liste von Orten auf, die ich sehen muss. Derweil schüttelt er meine Hand. Es ist, als würde er sich daran festhalten. Er hat den kräftigen Händedruck eines Soldaten. Aber etwas in seinem Gesicht sagt mir, dass dies bloss eine Hülle ist, und dahinter steckt ein empfindliches Gewebe, das dies alles nicht zu erklären vermag.

Wir fahren in Lashio ein, als sich die Sonne senkt. Hier ist jene Buntheit zu sehen, für die dieses Land berühmt ist. Burma ist ein ausgeprägter Vielvölkerstaat, und der Shan-Teilstaat ganz besonders. In den Strassen Lashios begegnet man Muslimen mit weissen Kappen und langen Bärten, buddhistischen Mönchen in roten Roben, geschäftigen Chinesen. Dann gibt es noch eine ganze Menge Menschen, deren Aussehen verwirrt – sind sie nun indischen, tibetischen oder thailändischen Ursprungs?

Stadt in Dunkelheit

Lashio befindet sich in einem konstanten Zustand der Unterversorgung was Strom betrifft. Stündlich gibt es Ausfälle, und wenn der Strom mal da ist, dann ist er unscheinbar, schwach, als würde er gleich wieder verschwinden. Glühbirnen leuchten nie, sie schummern vor sich hin, in bräunlichem

Buntes Strassenbild in Lashios Abensonne, kurz bevor die ganze Stadt stockdunkel ist.



Licht, trüben die Augen. Strassenbeleuchtung gibt es nicht. Nachts ist es in der Stadt dunkel wie in einer geschlossenen Keksdose.

Als um drei Uhr morgens der Wecker klingelt, ist es jenseits des Fensters schwarz. Am Tag zuvor verabschiedete ich mich von Soe Moe und organisierte einen Taxifahrer. Er versprach, mich um halb vier abzuholen. Aber nun stehe ich vor dem Hotel und da ist kein Taxi. Das heisst, ich kann überhaupt nichts sehen.

Etwa hundert Meter entfernt, am Ende der Strasse, flackern winzige Lichter. Einsame Stimmen dringen von dort herüber, ein monotoner Singsang kurzer Worte, die ich nicht verstehe und die deshalb umso verlockender klingen. Ich taste mich einer Wand entlang in Richtung der Lichter und dieser Stimmen. Ich stosse gegen etwas Weiches, greife hinter, fühle einen Fuss, eine schlaftrunkene Stimme murmelt etwas. Langsam komme ich den Lichtern näher, es sind kleine Kerzen, die Marktfrauen auf die Spitze ihrer Fruchthügel stellten. Ein Nachtmarkt in dieser Stille, die von einem leisen, schwermütigen Gesang begleitet wird.

Eine Frau, die Ananas verkauft, frage ich nach einem Taxi. Sie hält ihre Kerze hoch und leuchtet mir ins Gesicht. Sie sagt etwas, und aus der Dunkelheit erschallt Gelächter. Um mich herum, bemerke ich nun, stehen Menschen. Sie sind hier überall, aber in der Finsternis haben sie keinen Körper. Der einzige Beweis ihrer Existenz ist ein Lachen, ein Lachen ohne Lippen und ohne Gesicht in der dampfenden Nachtluft des Dschungels. Sie kommen näher und entfernen sich wieder, als fröhliche Geister in einem verlassenem Haus.

Die Ananasfrau zeigt auf etwas Grosses, das nebenan steht. Ich gehe hin, berühre es. Es fühlt sich wie ein Auto an, verrostetes Blech und Lack. Ich taste mich zu einer Öffnung und stecke den Kopf hinein. «Hallo?»

Eine Männerstimme, wie ein Echo, sagt: «Hallo.»

«Ich muss zum Bahnhof.»

«Steig ein.»

Ich taste mich um den Wagen herum und klettere hinten auf die Ladefläche. Ein tiefes Brummeln durchbricht die Stille, als der Motor startet. Dann die Scheinwerfer, die wie ein Flutlicht die Strasse erhellen. Und dort, im Lichtkegel, stehen Dutzende von Menschen, die zwischen den am Boden sitzenden Frauen mit ihren Früchten herumflanieren und sich hier und da zur Reifeprüfung niederbücken und ein paar Exemplare betasten.

Nächtliches Treiben

Wir fahren eine holprige Strasse entlang, ich habe keine Ahnung in welche Richtung. Frage mich, weshalb ich keine Angst habe. Angst ist auch nützlich, sie hat die Menschheit all die Millennien überleben lassen, indem wir rechtzeitig vor der Gefahr davonrannten. Aber hier taucht sie nicht auf. Vielleicht liegt es an den Menschen. Ich bin hier nicht ein verhasster Tourist, eher ein seltener Fremder, eine Rarität, ein Kontakt zum Rest der Welt.

Ich fühle, ob gerechtfertigt oder nicht, dass mir ein gewisser Wert anhaftet, der über das Materielle hinausgeht.

Wir rumpeln durch die Dunkelheit bis zu einem kleinen Gebäude, umgeben von Dschungel, bei dem es eine elektrische Lampe gibt. Daneben steht ein etwas unförmiger Zug, aus dessen Öffnungen verschlafene Gesichter schauen.

Am Bahnhof. Einige Menschen stehen herum, aber kaum jemand kauft eine Fahrkarte, sie schauen dem Treiben zu. Frauen mit geflochtenen Körben auf dem Kopf gehen vorbei. Männer tragen grosse Metallkisten herum. Händler verkaufen Proviant an Passagiere. Hunde essen Resten auf. Ein Mann mit Longyi, Fussball T-Shirt und Militärlärm auf dem Kopf raucht eine sehr dicke Zigarre.

Beim Ticketschalter. Um die Glühbirne herum schwirren Hunderte eines libellenartigen Insekts. Es hat vier Flügel, ist aber kleiner als eine Libelle. Wer sich in der Nähe der Glühbirne befindet, wird sofort von diesen Tieren bedeckt, sie krabbeln durch die Öffnungen der Kleider, kriechen über die klebrige Haut, bis ihre Flügel am Schweiß kleben bleiben und vom Körper abreißen und sie so verstümmelt auf die Erde fallen.

Das Ticketfenster ist eine Öffnung in der Wand, mit einem Gitter. Dahinter sitzt ein Mann, dessen Uniform lebt, so Insektenübersät ist sie. Das stört ihn aber keineswegs, er ist konzentriert bei seiner Arbeit;



Reisenden begegnet man freundlich, offen, neugierig und doch zurückhaltend.

und wenn er etwas auf seinen Notizblock schreiben will, fährt er erst mit dem Handrücken darüber und wischt alle Tiere weg. Es ist eine leger Bewegung, ohne einen Anflug von Ekel in seinem Gesicht, obwohl danach die Hand von klebrigem Schleim verschmiert ist. Erstaunlich, diese Natürlichkeit.

Ich kaufe ein Ticket für den «132 Down», den Zug hinunter von Lashio nach Mandalay.

Durch viele grüne Dschungeltunnels

Kurz vor Sonnenaufgang setzt sich der Zug in Bewegung, rollt wie auf Luftkissen über die Schienen, die im hohen Gras verschwin-

Die Körbe der Marktfrauen enthalten neben exotischen Kräutern und Blumen auch die süsseste Ananas.



den. Die Strecke erinnert an einen enormen Korridor oder Tunnel, den sich der Zug durch den Dschungel gräbt. Eine verstrickte, verwobene Masse von Stämmen, Farnen und Lianen. Äste biegen sich durch die scheibenlosen Fenster herein wie Hände, die nach dem Vorbeifahrenden greifen, und der Dschungel scheint zu sagen: «Bleib hier, ich verschlucke dich.»

Die Menschen im Zug dösen vor sich hin. In ihren Gesichtern widerspiegelt sich die Vielfalt Asiens, und trotzdem ist ihnen allen etwas gemeinsam. Etwas Burmesisches. Aber ich weiss nicht, was es ist. Soe Moe hatte es, und Mya natürlich. Dieses gewisse Etwas. Erst einige Stunden später, als der Zug aus unerfindlichem Grund hält und ich die Hand nach draussen strecke und eine Blume pflücke, da fällt der Groschen: Es ist Schönheit. Burmesen sind einfach schön.

Diese Schönheit schlummert nun im fahlen Dschungellicht. Manchmal öffnet sich der Wald und ein träger brauner Fluss schaut zwischen den Ästen hervor, um gleich wieder zu verschwinden. Es ist still, nur das Tudugg...tudugg...tudugg der Metallräder auf den Schienen ist zu hören. Es ist der Takt des Reisens, wenn ein neuer Ort geduldig mit seiner einladenden Faszination und seinen Überraschungen wartet.

Dieser nächste Ort ist Hsipaw. Hsipaw erinnert an Photos, die man von Asien vor hundert Jahren betrachtet, und denkt:



Im Schrittempo über den legendären Gokteik Eisenbahn-Viadukt.

«Ahh...da war die Welt noch in Ordnung.» Auf den ersten Blick ist es eine Ansammlung von gemütlichen Hütten, ohne einen einzigen Backstein erbaut. Und der erste Geruch ist jener von Ananas. Hier gibt es die süssesten Ananas des Planeten. Sollte es irgendwo noch süssere geben, ist es ratsam, die Finger davon zu lassen. Der Weg zur einsamen kulinarischen Existenz als Ananas-Snob ist geebnet.

Der Zug windet sich weiter durch den grünen Tunnel wie eine kleine rote Schlange durch einen überdimensionalen Garten. Dann wird es heller, eine Schlucht erscheint. Hinter einer Biegung ist der Gokteik Viadukt zu sehen, ein Stahlmonstrum aus der Zeit der englischen Besetzung. Als er erbaut wurde, um 1900, galt er als grossartigster Bahnviadukt der Welt. Heute ist der Glanz verblasst, aber die Schrauben halten noch und der Zug verlangsamt zum Schneckentempo, um das alte Ungetüm zu überqueren.

Zwei Stunden vor Mandalay liegt Pyin U Lwin an der Strecke, Endstation für Touristen, die ja alle von Süden her kommen. Zuvor war es bekannt unter dem Namen Maymyo – und beliebt als Sommerfrische. Hier kommen die Taxis in Form von Kutschen eines längst vergessenen Europas.

Der Kutscher öffnet die Tür, man steigt in die kleine Kabine und findet sich gegenüber eines blinden Spiegels wieder. Der Kutscher steigt auf den Bock, knallt mit der Peitsche und die Fahrt geht los. Gedanken an Mozart kommen auf, verschoben in Zeit und Raum, wie er in einem Weinrausch vor den Phantomen seiner Vorstellung flüchtet, durch ein Wien mitten in Burma. Unter Eukalyptusbäumen durch.

Die Kutsche hält vor den Kandawgyi Gärten, 175 Hektaren Rosen, Dahlien und Orchideen, Tulpen, Lilien und Stiefmütterchen. Und vieles mehr. Zum Beispiel 589 Arten von Bäumen. Schwarze Schwäne paddeln in Teichen um goldene Pagoden herum und lächelnde Burmesen spazieren vorüber.



Idyllische Zugfahrt durch den Dschungel Burmas.

Ein Oberst namens May legte diesen botanischen Garten mit der Arbeit von Gefangenen des Krimkrieges an.

Mandalay, Mandalay!

Die Strasse nach Mandalay führt hinunter ins dampfende Flachland. Es ist, als stünden mit jedem Höhenmeter zwei zusätzliche Schweisstropfen auf der Stirn. Und bevor man sich versieht, liegt die Stadt da. Mönche, Opfertöpfe umklammernd, gehen die staubigen Strassen entlang, Kinder spielen mit Rattanbällen, winzige Mazda-Laster quäken vorbei. Und überall Trishaws. Sie werden auch *Sai-ka* genannt. Es sind Fahrräder mit Seitenwagen dran.

Das Preissystem dieser Trishaws ist eine trickreiche Sache, und es gilt, verschiedene Faktoren zu berücksichtigen. Natürlich ist der wichtigste Faktor die Distanz. An zweiter Stelle kommt die geografische Herkunft des Passagiers, Ausländer bezahlen mehr als Burmesen.

Auch das Gewicht spielt eine Rolle, und wer rundlich ist, muss einen Aufpreis bezahlen. Für die zusätzliche Kraft, die der Velofahrer aufwenden muss, um die Person in Bewegung zu setzen.

Ferner ist das Wetter zu berücksichtigen. In den einigermaßen kühlen Morgen- und Abendstunden ist der Preis tiefer, aber in der

Buddhismus beruhigt: Die meisten Menschen strahlen Anmut und Harmonie aus.



Glut des Nachmittags, wenn sich niemand bewegen will, wird die Fahrt teurer.

Ein weiterer Faktor ist, ob das Geschäft gut läuft oder nicht. Hat der Fahrer am Morgen einen guten Kunden, ist er seine Geldsorgen für diesen Tag los. Er kann faire Preise verlangen. Ist der Markt aber ausgetrocknet und findet der Trishaw-Fahrer keinen Passagier für mehrere Tage, so bekommt er Hunger und die Preise steigen in die Höhe.

Zu guter Letzt spielt noch die persönliche Beziehung des Kunden zum Trishaw-Fahrer eine Rolle. Besteht zwischen ihnen etwas wie Freundschaft, fällt der Preis beträchtlich, und ein Trinkgeld wird dann vehement abgewiesen, in beinahe beleidigter Weigerung.

Alternativtouren

Den ersten Trishaw-Fahrer treffe ich am ersten Tag in Mandalay. Ich spaziere die Strasse hinunter und er fährt neben mir her.

«Wohin gehst du?», fragt er. «Zum Bahnhof. Ticket kaufen.»

«Ich kann dich hinfahren.»

«Nein danke.»

Er schaut nervös über die Schulter, dann murmelt er etwas. «Kuf ken Regrungsickt.»

«Wie bitte?»

Er schaut nochmals kurz herum und sagt dann lauter: «Kauf kein Regierungsticket.»

Er erklärt, die staatlichen Organisationen seien teuer und die Einnahmen gingen zur Militärregierung, die bloss noch reicher werde als sie schon ist. Private Transporter hingegen unterstützen direkt das Volk. «Ich bin ein Anhänger», sagt er und schaut sich wachsam um, «von Aung San Suu Kyi.»

Der Name der Oppositionsführerin ist das Losungswort. Ich steige in sein Trishaw.

Als ich neben ihm sitze, betrachte ich ihn genauer. Er sieht wohl älter aus als er ist. Und er hat etwas, das mich an Baloo in *Das Dschungelbuch* erinnert. Er steuert sein Trishaw mitten in die menschenleere Strasse, wo wir ungehört über Politik sprechen können.

«Wird sie gewinnen?», frage ich nach einer Weile.

Baloo lacht laut auf. «Nicht in tausend Jahren.»

Weshalb unterstützt er eine Frau, die nicht gewinnen kann?

«Hauptsache ist, etwas Gutes zu unterstützen. Das Übrige ist nebensächlich», sagt er. Tönt ziemlich weise.

Ich mag Baloo auf Anhieb. Ich verspreche ihm einen Wochenlohn, falls er für einen Tag meinen Reiseführer mimt.

Am nächsten Morgen steht er pünktlich vor dem Hotel, mit einem Grinsen auf dem Gesicht. «Ein schöner Tag, ja?», sagt er gutgelaunt.

Die Sonne ist ein gleissender Lichtball, aber Baloo macht das nichts aus. In der Hitze klingt seine Stimme fern, als er erzählt: «Ich bin 29, meine Schwester ist 25 und hat ein Kind. Wir wuchsen ausserhalb von Mandalay auf, auf dem Land. Wir waren sehr arm. Ich durfte vier Jahre zu Schule gehen, deshalb kann ich lesen und schreiben. Meine Schwester ging nicht zur Schule. Vor einigen Jahren starb mein Vater und ich kam



Tanaka: Eine dünne Sandelholzpaste dient als natürlicher Sonnenschutz.

in die Stadt. Einmal im Jahr gehe ich zurück und sehe meine Mutter und gebe ihr das Geld, das ich verdient habe. Ich kann nicht viel sparen, denn jeden Monat muss ich den Militärs tausend Kyat bezahlen für die Trishaw-Lizenz. Bekomme ich das Geld nicht zusammen, uuiui, dann wird es schwierig, viele Probleme.»

Wir fahren durch eine Strasse, wo Buddhafiguren aus weissem Stein angefertigt werden. Männer sitzen mit Hammer, Meissel und Schleifwerkzeug unter Sonnenverdecken und bearbeiten Statuen. Eine immense Buddhafabrik, und die Arbeiter sind mit feinem weissem Staub bedeckt, sodass es aussieht, als würden Buddhas von Buddhas fabriziert.

Baloo fährt mich zu Shwe In Bin Kyaung, einem hölzernen Kloster. Dies ist sein Geheimtipp. Das wuchtige Gebäude ist ein geschnitztes Prachtstück. Auf den Giebeln sitzen winzige Figuren, umgeben von zahl-

Viele burmesische Knaben erhalten ihre Schulbildung in einem Kloster.



reichen verschnörkelten Verzierungen. Beim Betreten des Schreins knirscht der Holzboden, und kein Mensch ist weit und breit.

In der Mahamuni Paya reiben sich die Pilger Schulter an Schulter. Überall sind Menschen. Im Zentrum, von einem sanften, goldenen Licht umgeben, thront eine etwa vier Meter hohe Buddha-Statue. Das Seltsame an diesem Buddha ist, dass seine Proportionen nicht stimmen. Es sieht aus, als hätte er sich ein goldenes Fell übergestülpt. Die Statue soll zweitausend Jahre alt sein, und seither tragen Gläubige Goldplättchen auf. Es hat sich eine 15 Zentimeter dicke Goldschicht akkumuliert. Und dies in einem der ärmsten Länder.

Mönch als Trishawfahrer

Als ich abends aus dem Hotel komme, rennt Baloo von der anderen Strassenseite auf mich zu. Er wohnt da, unter einem Dach. Aufgeregt vor Glück sprudelt es aus ihm heraus: «Ich habe dein Geld von heute eingesetzt. Es ist Lotto-Tag. Und es ist mein Glückstag. Ich habe 20000 Kyat gewonnen!» Stolz zeigt er seine prall gefüllte Brusttasche. Heute Abend gibt er da drüben unter dem Dach eine bur-

Pilgerort Mahamuni Paya: Von den Gläubigen werden Gold



mesische Whiskeyparty für seine Freunde. Ich bin auch eingeladen.

Am nächsten Morgen ist Baloo verschwunden. Entweder ist er noch betrunken oder er schläft irgendwo, denke ich und gehe die Strasse hoch. Es ist ein extrem heisser Tag und als mich einige Kreuzungen weiter ein Trishaw-Fahrer anredet, steige ich bei ihm ein. Er heisst Chit. Chit will mir die Kuthodaw Paya zeigen. «Das grösste Buch der Welt», sagt er.

Unterwegs machen wir Rast unter einem Baum. Ich kaufe uns zwei Flaschen Wasser und setze mich dann neben ihn. «Ich will dir etwas zeigen», sagt er und zieht unter dem Trishaw-Sitz ein Foto hervor. Es ist ein verblichenes Bild in sepia. In der linken Ecke ist eine Frau von der Seite zu sehen, sie kniet am Boden, hat die Hände gefaltet und den Kopf gesenkt, in Richtung von zwei Mönchen. Der eine ist ein Kind. Hinter dem Kind, auf der Treppe eines Holzhauses, neben einer Bananenpalme, steht ein robuster Mann mit kahlgeschorenem Kopf, in orangefarbener Robe.

«Das ist mein Vater», sagt Chit. Dann zeigt er auf den Knirps und sagt: «Das bin ich.»

Ich will wissen, wer die Frau ist.

«Meine Mutter, eine wunderbare, eine starke Frau.»

Wir besteigen die Trishaw und fahren weiter. Weshalb arbeitet Chit als Trishawfahrer, wenn er doch Mönch ist?

«Ich habe meine Robe abgelegt», sagt er, «und wurde ein Mann des Volkes. Aber nächstes Jahr, vielleicht, ziehe ich sie wieder an und gehe zurück.»

Und wie wurde die Mutter schwanger, wenn der Vater Mönch war?

«Er wurde erst Mönch kurz nachdem ich geboren war. Er durfte meine Mutter dann besuchen, für eine oder zwei Stunden, aber sie durften das Bett nicht mehr teilen. Er kam bloss noch sehr selten nach Hause.»

Ich denke an die Frauen, die ich kenne. Es kommt mir keine in den Sinn, die das tolerieren würde.

«Sie war dankbar», sagt Chit.

«Ach so», sage ich und verstehe nicht.

Er hat es für sie getan, erklärt Chit. Sie konnte ihr normales Leben so weiterführen wie bisher. Dadurch, dass ihr Mann Mönch wurde, ermöglichte er ihr, schneller die Erleuchtung zu erlangen.

Der höchste Mensch gebraucht sein Herz wie einen Spiegel. Das hat der weise Dschu-

ang Dsi gesagt, vor 2400 Jahren. Kann noch heute gelten.

Dann also die Kuthodaw Paya, das «grösste Buch der Welt». Wieder so ein Werk des Buddhismus, das kaum verstanden werden kann, das Zweifel an der Realität aufkommen lässt – oder Zuversicht in die Illusion. Im Zentrum steht eine goldene Stupa, und darum herum 729 kleinere, weisse Stupas. Unter jeder steht ein beschriebener Marmorblock.

«Es wurde mal eine Papierversion dieses Buches gedruckt», sagt Chit, «es bestand aus 38 Bänden und jeder Band hatte 400 Seiten. Erstaunlich, eh?»

Am Abend treffe ich auf Baloo. Er sitzt schlaff am Strassenrand. «Ich hab Kopfweg», klagt er.



Ein gutgelautes Lächeln ist aus den Gesichtern der burmesischen Bevölkerung nicht wegzudenken.

Mandalay Blues

In Mandalay beginnt ja das Sightseeing-Land Burma für Reisende erst richtig. Also geht für mich die Reise weiter – mit bleiern Gefühlen. Das ist ein gutes Zeichen. Es bedeutet, dass ein Ort wirklich Spuren hinterlassen hat. Dass man ihn nicht durch zu hastiges Durchreisen herabgewürdigt, aber auch nicht durch zu langen Aufenthalt bis zum Abwinken ausgereizt hat. Ich bin traurig, aber ich singe ein fröhliches Lied. Ein Lied auf Mya, Baloo und Chit. Es ist mein Mandalay-Blues. In Liebe. Für immer.

hugentobler.michael@bluewin.ch

Tausende von buddhistischen Pagoden prägen das Landschaftsbild, hier in Sagaing bei Mandalay.



plättchen auf den zweitausend Jahre alten Buddha aufgetragen. Die Goldschicht ist inzwischen 15 Zentimeter dick.

